

(Nachdruck verboten.)

141

## Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

Zwei glühende Flecke brannten auf Johnston's Wangen, er war sichtlich überrascht, beim Direktor auf einen so entschiedenen Widerstand gegen seinen Vorschlag zu stoßen.

„Das ist etwas, was Du Dir in den Kopf gesetzt hast, Bratt,“ sagte er kopfschüttelnd. „Wegen Deiner Lieblingsidee, der Eisenbahn, soll alles andre unmöglich sein.“

„Nach besten Kräften, ja,“ lachte der Direktor und guckte mit eigenartiger Befriedigung zur Decke hinauf.

„Du mußt es mir nicht übelnehmen, wenn Deine Gründe mich nicht sonderlich überzeugen können,“ erwiderte Johnston ziemlich kurz; er fing an, im Zimmer auf und nieder zu gehen. „Es ist aber ärgerlich, verteuert ärgerlich, gerade, wenn man denkt, daß man so recht im Gange ist, gegen einen Stein zu prallen und umzuwerfen.“

Der Wege-Inspektor lächelte nichts sagend, errötete bis an den weißen Haarrand und sah unsicher bald den Direktor, bald Johnston an. Hätte er sich nur in acht genommen, und nicht zu eifrig Partei ergriffen. — „Ja, ich habe ja nichts zu sagen,“ begann er.

„Kannst Du Dir die Sache nicht wenigstens überlegen, Bratt!“ rief Johnston aus.

„Überlegen?“ Der Direktor zwinkerte mit seinem einen runden Vogelauge. Der Landrat und Johnston hatten in vornehmer Souveränität dagesessen und diese Sache gestern abend abgemacht und gemeint, ihn übergeben zu können.

„Ah ja! fertig für heute!“ rief er aus und streckte sich mit Wohlbehagen. „Sorgen Sie für das Protokoll!“ rief er dem Kassierer zu und nahm den Hut, um zu gehen.

„Im wahren Sinne des Wortes ausgemergelt und heißhungerig,“ vertraute er Johnston an; er fühlte sich so erleichtert, daß er ihm den gestrigen Abend heimgezahlt hatte.

„Komm nur mit mir!“ lud ihn Johnston ein. „Ich denke, Sophie wird etwas zu essen haben, Lachs oder doch etwas Braten von dem Landratsdiner.“

Bratt sah hastig zu ihm hinüber. Wollte er ihn auf die Reste einladen? Nein, er sah so unschuldig aus. Und die Sache hatte er ihm ja heimgezahlt.

„Gott weiß, weshalb Du Dich so von dem Landrat hast anführen lassen,“ rief er heftig aus, „es kann Dir ja nur zum Nachteil gereichen. Lachs, sagtest Du? Aber es ist ganz einerlei, wenn nur die nötige Menge vorhanden ist!“

Draußen auf dem geräumigen, überdachten Balkon bei Johnston's erblickte man den hellen Kattunhut der alten Frau Malcolm, und drinnen im Zimmer phantasierte der Verwalter auf dem Klavier. Seine knöchernen, steifen Hände wiederholten von Zeit zu Zeit beharrlich einen schwereren Satz, während der Kopf ausdrucksvoll dazu nickte.

„Es ist immer, als käme man in eine ganz andre Luft hier bei Johnston's,“ sagte der Direktor; mit sichtlichem Behagen nahm er draußen bei der alten Dame in einem Gartenstuhl Platz; — „mich überkommt gleichsam ein Gefühl, als sei ich hundert Meilen weit von der Stadt und der Bank und dem Sägewerk entfernt. Alles hier atmet einen solchen Frieden!“

„Ja, alles ist relativ, Herr Direktor,“ — nickte Frau Malcolm; „das nennen Sie Stille! Hier ist ein Telephonieren und Telegraphieren, und die Dampfschiffe pfeifen, so daß ich mich selber frage, ob eine Gefahr im Anzuge sei, und dann kommen Boten und Bestellungen für Johnston. — Es ist wohl die Gewohnheit von den fünf, sechs Jahren, die ich nun in meinem einsamen, kleinen Häuschen auf dem Lande gelebt habe. Da gleitet der eine Tag hin wie der andre. Das Milchmädchen holt die Post, und ich lese die Zeitungen und disputiere mit unserm alten Verwalter über die Zeiten, zu denen er seinen sonderbar naiven Glauben hat, und die er sich so harmonisch vorstellt wie seine Phantasien auf dem Klavier. — Dann kommt der Tee und die gemüthliche Stunde bei der Lampe, wo wir uns bei einer kleinen Partie wieder einigen.“

Fräulein Rönneberg hatte den kühlen, lustigen Platz bei der Verandathür ausfindig zu machen gewußt, und dort deckte das Stubenmädchen nun für den Direktor an diesem warmen Nachmittage, und die Anrichtung ließ nicht lange auf sich warten.

„Entschuldigen Sie, wenn ich ein bißchen unmäßig dreinhaue, — nicht nur an den Speisen nippe. — Ich habe mich nie darauf verstanden, ruhig und bedächtig zu essen, — weil ich eben immer viel zu hungrig bin.“

„Wissen Sie was, Herr Direktor,“ scherzte Frau Malcolm, die sich zu ihm hingesezt hatte, — „es ist wahrhaft herzerquickend, einen Mann nach der Arbeit des Tages so hungrig und müde heimkommen zu sehen.“

„Es ist wirklich ein Jammer um Ihre zierlichen kleinen Gerichte, Fräulein Rönneberg,“ fuhr der Direktor fort, während er den Inhalt der verschiedenen Schüsseln expedierte. „Wenn der Herr Verwalter mit der Tafelmusik fortfahren wollte, würde das vielleicht die Aufmerksamkeit ein wenig ablenken,“ lachte er und fuhr sich mit der Serviette über den Mund.

„Ich habe ihm Lachs versprochen, Sophie,“ erklärte Johnston.

„Ja, das sieht Dir wirklich ähnlich,“ schüttelte Frau Malcolm den Kopf, — „den Rest hat ja der Landrat bekommen! Henrik verzehrte ihn heute morgen, ehe er reifte, in einer Meerrettichsauce. — Aber ein Glas Punsch wäre gar nicht so übel zu dem gestobten Kal, wenn Du ein wenig Nachgedanken hättest, Johnston.“

„Ei freilich, — vielleicht, — das könnte gar nicht so übel sein, auch ohne den gestobten Kal,“ meinte der Direktor.

„Ich versichere Sie, ich habe jedesmal ein Gefühl, als sei irgendwo Feuer, wenn draußen auf dem Gang solch ein Gerenne ist,“ — rief Frau Malcolm, die das Bedürfnis hatte, sich auszusprechen. Johnston war hinausgegangen, um den Punsch zu holen. „Das ist der Schrecken, der mir noch in den Gliedern sitzt, Herr Direktor, — seit den Jahren des Unglücks, als wir so viel durchzumachen hatten, — als es mir klar wurde, daß mein streng rechtschaffener und ängstlich gewissenhafter Mann diesen Handelsgeschäften nicht gewachsen war. — Niemand aus unsrer Familie hat sich jemals als Geschäftsmann versucht. Wir sind zu gebrauchen, wo es sich darum handelt, eine Stellung innezuhaben und sie mit Charakter zu behaupten; aber die Eigenschaften, die erforderlich sind, um sich einen Platz zu erobern,“ — sie schüttelte den Kopf.

Der Direktor erinnerte sich des festen, großen Antlitzes mit der kleinen gebogenen Nase aus früheren Zeiten von dem Eisenwerk her, als sie stets älter aussah, als sie in Wirklichkeit war; jetzt paßte es, so daß sie fast jung ersahen unter den weißgrauen Locken.

— „Und jetzt, — wollen Sie es wohl glauben, Herr Direktor! — wenn Johnston nur so still ins Zimmer tritt, hab' ich ein Gefühl, als wenn sie wieder kommt, — diese Angst — und sich mir aufs Herz legt. — Und — nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich mich ein wenig erkundige, Herr Direktor! — Es steht doch gut mit ihm?“ fragte sie ein wenig hysterisch — — „Ja, denn bei uns hieß es auch stets, daß alles gut stünde.“

„Ich will Ihnen nichts vorreden, gnädige Frau, indem ich Ihnen sage, daß es gut geht, — das Faktum ist nämlich, daß es ganz ausgezeichnet geht.“

„Glauben Sie etwa, daß ich es nicht selber sehr gut weiß, lieber Herr Direktor? Ich werde nur stets so nervös und unruhig, sobald ich von Geschäften reden höre. — Wissen Sie, was mir jetzt eine wahre Verhöhnung ist? — vor wenigen Jahren würde ich es gar nicht für möglich gehalten haben, — das ist der Umstand, daß Abraham Kinniter werden will! — — Dann kann er doch unmöglich Konkurs machen! — —

„Ach, Johnston!“ brach sie hastig ab, als er herein kam, „wir müssen dem Herrn Direktor ein wenig aus Abraham's letzten Briefen erzählen. So amüsanter wie er schreibt, und ich alte Närrin lasse mich nur zu gern mit fortreißen, — lies von den Modellen, Du, — und von der englischen Schauspielerin, die sein Lehrer so brillant gemalt hat.“

Zwischen allen möglichen Wechsellern und Geschäftspapieren suchte Johnston die letzten dichtgeschriebenen Briefe des Sohnes

aus seiner Brieftasche hervor. „Du kannst mir glauben, Bratt,“ lachte er, „ich muß mich außer den Geschäftsangelegenheiten über alles Mögliche à jour halten. Ich darf mir Abraham gegenüber in den höheren Kunstfragen keine Blöße geben.“

Zu Ehren des Direktors war Kaffee auf die Veranda gebracht worden, und der Verwalter saß eifrig da und wühlte und suchte mit dem Pincenez auf den einzelnen Briefseiten herum.

„Und Sie müssen wissen, Herr Direktor,“ sagte Frau Malcolm mit einem gewissen Nachdruck, „er macht wirklich Fortschritte dort in Paris. Eines der bedeutendsten Maler wünscht eins seiner Tierbilder zu erwerben, es soll im Salon ausgestellt werden. Und nun hat er wieder mit dem Porträtierten angefangen. Er geht in ein Atelier oben auf dem Montmartre. — Es ist so sonderbar, zu denken, — vor sechsundzwanzig Jahren standen mein Mann und ich da oben und überhaueten die unendliche Stadt. Wir hielten uns einen ganzen Monat in Paris auf, ich bin also nicht ganz unbekannt dort, und kann ihm ein wenig folgen, wenn er erzählt. — Diese Briefe sind ein wahrer Genuß für mich, — es taucht so vieles wieder in mir auf, die Theater, die Boulevards und das ganze, großartige Leben.“

Die weißichtigen Augen des alten Verwalters hatten sich mit Hilfe der konvexen Brillengläser durch ein vorläufiges Ueberfliegen orientiert und etwaige Schwierigkeiten der Schrift siegreich überwunden. Er schien mit dem Amt des Vorlesens vertraut zu sein, und seine ein wenig unklare Stimme hatte etwas von dem vorsichtig präzisen Schritt eines alten Droschkenpferdes an sich. — „Sm—m.“

„Maude Branfcombe, Amerikanerin und auftretender Stern an den „Folliers Bergeres“.

„Schlangenbauchgelblich — — und matt schwarz, — und mit stachel-beer-grünen Augen,“ murmelte der Verwalter. — „Sm, — eine unverständliche Notiz, die — — Ich gehe zu der andren über, die sein Lehrer diesen Frühling malte:

„Alice Dunning Lindgard, englische Schauspielerin.“ — Aus dem hocharistokratischen, echt feinen, voll geformten Antlitz strahlen zwei große, dunkle, langsame Augen, zwischen deren Franzen ihre aristokratische seelische Persönlichkeit gleichsam halb im Balkonfenster steht, mit einem glitzernden Perlmutterspäher in der weißbehaubten Hand. Ein Menschenkenner hegt den Verdacht, daß sie nach nichts weiter ausschaut und nichts andres von den Mytherien dieser Welt zu entdecken bemüht ist, als Männer und Frauen mit großen Namen und fashionablen Toiletten. Der mangelhafte Blutkomplex verleiht dem Gesicht nur wenig Seele und Ausdruck, es würde sonst allzuweh des mystisch-stimmungsvollen Hintergrundes des Unendlichen entbehren. Man ist bezaubert durch einen langen, hochnoblen, während der Betrachtung ein wenig vornüber gebeugten Hals — wahrscheinlich bei der Kassenentwicklung ein Nadelwirbel zu viel — durch vollkommen gezeichnete Figurlinien über den Schultern und der Hüfte, die eine gewisse schöne Breite und Rundung besitzt, und in ihrer distinguierten Ausgeprägtheit gleichsam dem klassischen Stil des Kopfes entspricht; das Haar mit seiner ein wenig pudeligen, matten Frisur erhöht die Wirkung. — Die schöne Spitzenlinie quer über den breiten, vollen Busen und die herrlichen Schultern bildet einen ruhigen Boden, den ich den Bogen des vornehm überlegenden Amor nennen möchte, und den man an den Statuen in den großen Mode-Etablissements sieht. Sein gottentzündeter Leichtsinns könnte gefährlich sein, wenn auch nur in Bezug auf eine Ehe mit einem allzu unwiderrüchlich ruinierten Grafen oder dergleichen. — Wie man von der edlen Form der Stirn nicht gerade auf eine ebenso entwickelte oder vollendet geistige Intelligenz zu schließen braucht, so ist es auch nicht so ganz unmöglich, daß hinter diesem prachtvollen, blendenden junonischen Busen ein sehr ruhiges Herz schlägt; — unruhige Herzen sehen schwerlich solche Rundungen des Wohlseins um sich her ab. Ja, es ist denkbar, daß diese Körperpracht nur zu erreichen gewesen ist durch ein Ausjaugen des Herzens, durch ein sorgfältiges Bewahren, Bewachen und Pflegen seiner egoistischen Neigungen, so daß es nun vielleicht aussieht, wie eine welke Citrone. Aber das ist ja etwas, was erst der Anatom zu sehen bekommt, — wenn er es überhaupt zu sehen bekommt.

Ich hätte darauf schwören wollen, daß diese schwellende Liliengestalt Alice Dunning Lindgard hieß, selbst wenn ich nie ihren Namen gehört hätte, ich hätte darauf schwören wollen, daß sie ein Opernglas von der Firma Brown u.

Starkle in London besäße, — daß wenigstens fünf Wachsfigurenkabinetbesitzer jährlich auf den Knien vor ihr gelegen und sie angefleht hätten, Frau und Kinder zu retten, indem sie sich modellieren ließe; — aber niemand hat Erlaubnis hierzu erhalten, außer Her Majesty the Queens besonders protegierte und privilegierte Wachsfigurenkabinet-Firma: Gontram Snobbs u. Sohn, — niemand!“

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Wer einmal unter sachkundiger Führung eine jener Stätten besuchte, in denen die öffentliche Meinung feste feiert, dem ist es wohl begegnet, daß ihn sein Begleiter mit ehrfürchtigem Schauern auf einen Mann aufmerksam machte, der im Gewoge trieb: „Kennen Sie den da?“ — „Nein, wohl eine „Berühmtheit“?“ — „Mehr als Berühmtheit; das ist ein Handelsredakteur, der nichts nimmt!“

Diese Astronomen der Wirtschaftsbewegung bewundern nicht nur die Pracht der Sterne, deren Wandel sie buchen, sie begehren sie auch zu greifen. Daher man denn auf die Leute mit Fingern weist, die schamlos genug sind, unbestechlich zu sein. Der Pommernbank-Prozess hat im Grunde nichts enthüllt, sondern nur einige „Mancen“ festgestellt. Bei Einbrechern, Knipplern und Alkoholikern spricht man von Gewohnheitsverbrechern und Gewohnheitsräufern, die bürgerliche Presse ist nicht so grob zu charakterisieren: sie hat ihre „Mancen“. Der Pommernbank-Prozess hat uns die Bekanntschaft mit der besonders vornehmen Specialität der Quartalstringeldner vermittelt.

Und diese Mancen sind auch durchaus natürlich. Auf der einen Seite liegt das Bedürfnis der kapitalistischen Institute vor, daß ihr Ruhm auch außerhalb des direkt und offen bezahlten Inseratenteils durch die Presse fliegt. Auf der andern Seite ist es ein berechtigtes Interesse, eine Art Notwehr gegen den ausbeutenden Unternehmer, daß der mangelhaft bezahlte Redakteur seinem Verleger wenigstens einige Konkurrenz zu machen sucht. Zum Teufel, soll denn der Verleger allein an den energischen Massenfen, den heiratslustigen Baronen (Konfession, Alter und Tugend gleichgültig, doch nicht unter 500 Talle) und den Emissionsprospekten zum Millionär werden, in Palästen wohnen und obendrein mit dem Heiligenschein bürgerlicher Ehrbarkeit einher stolzieren, als hochherziger Mitbürger und opferwilliger Förderer aller guten Werke! Und der arnigelige Kerl von Redakteur soll sich täglich bis in die Nacht hinein schinden, um doch nur jedes Vierteljahr in Verlegenheit zu sein, wie er das Schulgeld für seinen Jungen oder das Kleid für seine Geliebte erschwimmt. Vor kurzem wurde in einem Prozesse, in dem der alte Chefredakteur der „Voss. Zig.“ als notgedrungener Kläger um den Ruf bürgerlicher Ehrbarkeit kämpfte, bekannt, welche lächerlichen Gehälter dieses Willkürblatt ein Handelsredakteur zahlt; der Mann „nahm“ natürlich, wurde aber trotzdem als „Nehmens“ kein Krösus, wie sein Ausbeuter, der ein Nachfolger des armen Hungerleiders Gotth. Ephr. Lessing war, ein hohes staatliches Amt bekleidete und dem größten preussischen Poeten der Gegenwart, Theodor Fontane, als Theaterkritiker wie einen Landbriestträger honorierte. Es wird ja auch nichts Unmenschliches von einem verlangt, der auf Gegenleistungen rechnet. Er braucht sich nur ein bißchen reichsanzerischen Optimismus, ein sonniges Gemüt anzugewöhnen, das selbst von den Sandenbanken das Beste hält; wozu immer nörgelt und pessimistisch die Schwächen der Nebenmenschen erpfaßt — das ist weder menschlich schon noch hochherzig. Nein, preisen wir getrost den herrlichen Aufschwung der kapitalistischen Wirtschaft, der deutschen Intelligenz und weitblickenden Unternehmungslust, und solche holdselige rosig lächelnde Zufriedenheit führt rasch dazu, daß man in den Vanbüchern der sekretären Ausgaben, der geheimen Listen, eine ehrenvolle Chiffre erhält. Reigt man aber gar zu pessimistischen Rücksällen, so wird der um die stete Freudigkeit Deiner Seele besorgte Vandaldirektor erst recht lieblich gerundet Summen hinter Deine Chiffre setzen und Du kannst am Ende Deiner von Fall zu Fall treuen Freundin ein Brillanten-Halsband laufen.

Diese so natürliche und zweckmäßige Anpassung an die Eigentümlichkeiten der kapitalistischen Welt sollte gegen die bürgerliche Ehrbarkeit verstoßen? Ist nicht das ganze staatliche System auf dem Grundfah der Bestechung aufgebaut? Ein Staat, der seine Beamten nicht nach der Tüchtigkeit, sondern nach der guten Gemüthlichkeit wertet, thut nichts andres wie die Pommernbank; damit seine Beamten die faule und brüchige Gründung der herrschenden Klassen loben und verteidigen gegen jeden Angriff der Wahrheit, werden sie durch Erhöhung ihrer Rente belohnt. Avancement nach dem Maßstab der Wohlgesinntheit ist nichts wie systematische Bestechung, die sich allerdings dadurch von den Trinkgeldern der Schwindelbanten unterscheidet, daß der Anspruch auf dauernde Bestechung ein klagbares Recht ist. Die Gentlemen des Staatsdienstes haben keine Möglichkeit, auf die Stipendien der Pommernbank herabzusehen, wenn nicht aus Mitleid, daß die Einnahmen dieser kleinen Schluder so winzig und unsicher sind.

Nur Eines macht das journalistische Handwerk erträglich und ehrlieh: der Kampf für eine große Ueberzeugung, für eine

heilige Sache. In der bürgerlichen Presse ist für solche Behauptung kein Raum. Ich glaube nicht daran, daß irgend ein normaler Mensch die Ueberzeugung haben kann, die in der bürgerlichen Presse vorgetragen wird; ebenso wie ich nicht daran glaube, daß hinter einem einzigen der gegen die Socialdemokratie gerichteten Wahlflugblätter und Wahlschriften ein ehrliches Bekenntnis steckt. Ich kann mir denken, daß der tollste Wahnsinn und der krausfeste Unsinn, der litterarisch vorgetragen wird, einer Ueberzeugung entsprang, aber es ist für mich unvorstellbar, daß jemand das glaubt, was er in der bürgerlichen Presse schreibt. Solche Ueberzeugung wäre widernatürlich. Es sind noch die feineren, idealistischeren Elemente der Kunst, die sich auch nach jahrelanger Uebung das Gefühl dafür bewahren, wie groß die Differenz ist zwischen dem, was sie denken, und dem, was sie schreiben. Mit Bewußtsein gegen die Ueberzeugung schreiben, und das Unbehagen vielleicht in einer cynischen Weltverachtung oder spottenden Weltgleichgültigkeit ertränken, ist noch verhältnismäßig anständig. Viel gefährlicher und boshafter sind die Leute, die schließlich ihre Ueberzeugung nach dem einrichten, was sie schreiben müssen, und die sich unter der Foltter nicht das Geständnis entreißen lassen würden, daß sie nicht daran glauben, was sie zum Druck geben. Das werden dann die gemeinsten Verleumder derer, denen der Kampf mit der Feder noch ein erhabener Beruf, nicht bloß ein Geschäft wie jedes andre ist. Aus dieser Sippe gewinnen die herrschenden Klassen ihre verworfensten Söldner.

Der Stil der deutschen bürgerlichen Presse verrät deutlich, daß sich kaum irgendwo ein starker Wille für eine große Sache zu behätigen drängt. Nur aus der Einheit einer Ueberzeugung strömt jene geschlossene Bucht der Argumente, die ohne Widerspruch sich reihen. Der Mann aber, der berufsmäßig eine Sache zu verteidigen hat, die ihm innerlich fremd, ja widerwärtig ist, schwankt zwischen Gemeinplätzen und entlegenen Listeleien — eine ekle Mischung, die unsre Publizistik charakterisiert. Die Gedanken quellen nicht von selbst, sondern es werden Einfälle kühlen Herzens und milden Hirns gellaut, und wenn auch die Peitsche der Lohnarbeit keine Idee mehr aufzuzeigen vermag, dann werden aus dem Archive besahrte Albernheiten hervorgehakt und angeführt. Deshalb fehlt untrer bürgerlichen Publizistik jeder große einheitliche Zug. Die meisten wissen morgen nicht mehr, was sie gestern bewiesen haben, und da die größte Tugend des Publikums die Vergesslichkeit ist, das den Anfang eines Artikels nicht mehr im Kopfe hat, wenn es am Schluß ist, so schadet es nichts, wenn auf zehn Zeilen zehn gegensätzliche Ansichten versprochen werden.

All die Schreiberei ist schließlich auch einflusslos. Die liberale Presse ist immer noch am weitesten verbreitet, und eine liberale Partei giebt es kaum mehr. Die drei Millionen socialdemokratischer Stimmen zeigen die Ohnmacht der bürgerlichen Publizistik. Die Wähler bekennen sich eben zu dem, was die bürgerlichen Redakteure denken und wogegen sie deshalb schreiben.

Ruht aber der journalistische Beruf nicht auf dem Grunde einer leidenschaftlichen Ueberzeugung, so ist wirklich kein Grund einzusehen, warum sich der Gewerbetreibende der Feder nicht das sonstige Leben so angenehm wie möglich gestalten und die — Chancen ausnützen soll.

Durch den Pommermbank-Prozess wurde es gerichtsnotorisch, daß die Berliner Presse sich durch Bankgänger einmieten ließ, zum Unterschied von andren Eingemieteten nicht um ihrer schönen Augen willen. Auch das entspricht lediglich den Chancen.

Die Unterstützungsklassen des Vereins Berliner Presse werden seit jeher von Gönnern gespeist, die sich die öffentliche Meinung etwas kosten lassen. Zu diesem Zwecke veranstaltet man Feste, die sich auszeichnen durch eine prächtige, feine und temperamentvolle Vangelweile, durch ruindös kostspielige Toiletten der Weiblichkeit, die unmittelbar zu Privatarbeiten für Banken führen müssen, und ungeheure Lebensmittelpreise; ohne Freundschaft mit Romeid kann man sich auf solchen Veranstaltungen nicht einmal einen Heringsalat leisten. Ich habe niemals begriffen, warum die Leiter dieser Ausstattungs-Zusammenrottungen dulden, daß ihren doch der Wohlthätigkeit bedürftigen Berufskollegen durch die Wirte derart das Geld aus der Tasche gezogen wird. Sollten da doch auch Chancen im Spiele sein, vielleicht Gegenleistungen an die Vereinskassen? Allerdings könnte auf diesen Schriftstellerfesten die Mehrzahl der Besucher aus Analphabeten bestehen, wenn sie nicht gelegentlich verpflichtet wären, Wechsel zu unterschreiben; dem Stellidieins können auch telephonisch verabredet werden.

Die ungeheuerere Vornehmheit der Veranstaltungen besteht darin, daß alles so teuer wie möglich ist. Man will zeigen, daß man Kommerzienrats würdig ist. Aber auch in anderer Hinsicht erstrebt man Hoffbarkeit. Seit einigen Jahren giebt es in der Wandelhalle des Reichstags Preßkonzerte. Der Raum eignet sich für musikalische Darbietungen etwa so wie die Central-Markt Halle. Dafür sammelt's aber von Offizieren, Marineoffizieren und Ministern. Auf dem Programm aber steht allemal die Komposition eines leidhaftigen Hohenzollern-Prinzen — wahrhafte Serenissimus-Musik. Aber was thut's! Die Presse hat auf die Weise einen erlauchten Gönner mehr und Uniformen zu Gast. Chancen!

Auf den Pressebällen sitzen in einer Parkterreloge die Minister Reife, der lächelnde Graf Bülow und der glänzende Freiherr v. Rheinbaben. Unten staut sich die Menge und blödet hinaus. Die Minister sind die Leutseligkeit selber. Es ist ein überwältigender Anblick. Aber die Leutseligen bringen ihre Frauen niemals mit.

Warum wohl? Der Professor Meyer, der Privatarbeiter der Pommermbank, hat doch sein Eheweib auch bei sich. Aber Graf Bülow und der Stab seiner Minister lassen ihre Weiblichkeit daheim — zum deutlichsten Ausdruck der Verachtung, die sie der Gesellschaft widmen. Dennoch ladet man die beleidigenden Herren immer wieder ein. Chancen!

Trotzdem hat so ein zeitgemäßer Minister nicht den mindesten Anlaß zu solchem Hochmut. Auch in ihrem Reiche herrschen die Chancen. Zudem leistet selbst ein mittelmäßiger Journalist geistig mehr als ein Minister. Ohne Hilfskräfte bringt er reichere Erzeugnisse hervor, als die ministeriellen Personen, denen ein Heer von Beamten das Material zusammenschleppt und vorbereitet, und in deren intellektuellen Handlungen doch niemals eine Spur höherer geistiger Kraft oder auch nur tieferen Wissens zu finden ist.

Der Dünkel ist nur möglich, weil wir in bürgerlichen Deutschland überhaupt keine selbstbewußte öffentliche Meinung haben. Die Politik wird in Geheimkammern gebräut, die Regierenden sperren sich gegen jeden züringlichen Späher ab und die bürgerliche Presse macht keine Politik, sondern tappt ohne Kenntnis der wirklichen Vorgänge im Nebel der Konjekturen. Keine Presse der Welt ist von den politischen Circeln dermaßen abgeschnitten. Sie hat niemals Informationen, und für das inhaltslose Vorzimmergewäsch, mit dem man sie in den offiziellen Gesindestuben abspießt, verkaufen sie obendrein ihre Unabhängigkeit.

Die deutsche Presse ist korrupt und hat nicht einmal Macht; es ist die bescheidene Schäßigkeit von Kleinbürgerlichen Parvenus ohne Selbstbewußtsein und Stolz. —

J o o.

## Kleines feuilleton.

Ik. An der Havel hin. Vom Bahnhof Potsdam aus wenden wir uns links über die Brücke und biegen dann gleich wieder rechts ein in die Keltower Vorstadt, um am Fuße des Branhausberges entlang die Michendorfer Waldchauffee zu erreichen. Bald ist auf dieser eine Föhrerei erreicht, bei der wir wieder rechts abbiegen und nun nach einigen weiteren Minuten die Havel erreichen. Von hier an bleibt unser Weg dem Havelufer auf eine lange Strecke treu.

Links streife Hänge mit Mischwald, üppigem Buschwerk und reichem Blumenreichthum, rechts unter uns ein Wiesen- und Schilffumpfsireisen zwischen Chauffee und Havel, auf dem Störche bedächtig ihr Frühstück zusammensuchen, ohne sich viel um uns zu kümmern. Weit schweift der Blick über die bläuliche Wasserweite zu den dunklen Linien der Firscheide und des Wildparkes am andern Ufer, während hinter uns das Stadtbild Potsdams auftaucht. Hier und da eine Lichtung im hohen Schilf, die uns erlaubt, den Wasserrand zu betreten, wo der Fuß über angespülten leeren Muschel- und Schneidenschalen knirscht und das Spiel der Fischelein im Sonnenschein uns eine Weile fesselt.

Bei einer vorspringenden Landzunge liegt das Wirtshaus Templin, ein beliebter Ausflugsplatz; dann folgt wieder der Weg dem Ufer und endlich taucht aus grünen Obstgärten, die an das nahe Werder erinnern, das Dorf Caputh auf. Jemlich am Ende des Dorfes erreichen wir das Fährhaus, verbunden mit einem hübschen am Wasser gelegenen Wirtshaus. Hier ist der mächtige Havelsee durch die Insel des sogenannten Wentorfs so verengt, daß wenige Schläge des Fährmanns uns an das andere Ufer bringen. Aus der stillen engen Bucht sehen wir vor uns den großen Kornotsee, an dem wir bisher entlang gewandert waren, hinter uns den noch mächtigeren Sawielowsee. Segelboote kreuzen kühn auf der Fläche, Schwäne mit ihren Jungen ziehen würdevoll dahin und Möven mit weiten Schwingen manövrieren gewandt in der Luft, bisweilen gefolgt von den plumperen Nibelkrähen, die es ihnen gleich zu thun suchen. Zu unsern Füßen die weiße und die gelbe Seerose in dichtem Gemisch, über dem grünen Teppich ihrer glänzenden großen Blätter und in voller Blüte. Ein echt märkisches Seesferbild in seltener Schönheit.

Am Nordufer des Sawielowsees geht es nun über den Wentorf weiter gen Baumgartenbrück, im schönen Mischwalde hin und neben mächtig entwickelter Ufervegetation, die nicht immer den Ausblick auf das Wasser gestattet, aber in ihrer Art ebenso reizvoll ist. Unumschränkt herrschen hier große Wirsens- und Schilfgewächse. So wird Baumgartenbrück erreicht, wo die große Havelbrücke uns abermals erwünschte Gelegenheit giebt, von diesem günstigen Plage aus das Treiben auf dem Wasser zu beobachten. Wir warten noch ab, wie die Zugbrücke aufgezogen wird, um einem hochbemasteten Havellahn den Durchgang zu gestatten und wenden uns dann wieder zurück, am Restaurant Baumgartenbrück vorüber, der Chauffee nach Potsdam zu. Sie führt uns durch das hübsche Dörfchen Alt-Geltow und dann durch schönen Wald, rechts die Firscheide, links der Wildpark. Der Weg ist nicht kurz, aber schön. Endlich biegen wir nach Wildpark ab, um den Einmarsch in die langen Häuserreihen Potsdams zu vermeiden und gelangen so wieder durch Wald zur Station Wildpark, von wo ein schneller Zug uns heimführt. —

k. Ueber die Auszahlung der Diäten an die französischen Deputierten bringt der „Figaro“ eine Plauderei, der wir das Folgende entnehmen: Zu den sehr zahlreichen französischen Bürgern, die Geld aus der Staatskasse beziehen und deshalb mit mehr oder weniger Ungebuld das Ende des Monats erwarten, gehören auch die Deputierten. Wie viel sie bekommen, ist männiglich bekannt,

**Stell der Deputierte** **Vaubin** nach dem Staatsstreich von 1851 auf der Barricade, auf der er auch fiel, ausrief: „Jetzt werdet Ihr sehen, wie man für 25 Francs pro Tag stirbt . . .“ Man stirbt nicht mehr für diesen Preis; aber man kommt damit auch nicht recht aus. Zwei- oder dreimal haben die Deputierten am Schluß der Legislaturperioden schüchtern versucht, eine Erhöhung ihrer Diäten zu verlangen, wobei sie auf die Verteuerung des Lebens und die materiellen Schwierigkeiten des Daseins hinwiesen. Aber man hat ihnen immer geantwortet, daß sie genügend bezahlt würden für das, was sie leisteten. Man hat die Diäten sogar noch verringert, denn statt der 750 Franc, die sie bekommen sollten, erhalten sie 735 Franc, da 10 Franc auf ihre Eisenbahnkarte und 5 Franc für das Erfrischungszimmer abgezogen werden. Für das Schahamt bedeutet das allerdings keine Ersparnis, denn es giebt nach wie vor für jeden Deputierten und Senator 750 Franc aus. Pünktlich begiebt sich an jedem Fälligkeitstermin **M. Cornille**, der Kassierer des Palais Bourbon, mit zwei Angestellten aufs Schahamt, um die Summe von 440 250 Franc zu erheben, die für die monatlichen Diäten erforderlich ist. Im Stassenzimmer der Kammer wird die Summe in so viele Häufchen geteilt, wie es Deputierte giebt. Für jeden giebt es einen 500 Franc-Schein, zwei 100 Franc-Scheine, ein 20 Franc-Stück, ein 10 Franc-Stück und ein 5 Franc-Stück. Eine Revolution wäre nötig, um diese Art der Bezahlung auch nur im geringsten zu ändern; an dieser altehrwürdigen Ueberlieferung wird nicht gerührt. Ebenso wenig wird die Form des Registers geändert, in das die Deputierten, nach Departements geordnet, ihre Unterschrift setzen. In diesem Tage sind alle Gruppen brüderlich verschmolzen, es ist der einzige Ort der Kammer, in dem eine wirkliche Eintracht herrscht. Der Reihe nach defiliert man an dem Gitterchen des Kassierers vorbei, man übergiebt die traditionelle weiße Karte mit dem Namen des Deputierten, dem Datum und der zu erhebenden Summe, und mittels 10 Centimes für den Stempel erhält man seine Diäten. Manchmal giebt es ein kleines Hindernis: die Diäten sind mit Beschlagnahme belegt, und während andre Sterbliche in solchem Fall auf  $\frac{1}{2}$  ihres Gehalts Anspruch haben, bekommen die Mitglieder des Parlaments nicht einen Centime. Selbst wenn sie Widerspruch erheben, ist eine notarielle Aufhebung des gerichtlichen Beschlagnahmes nötig, was die Formalitäten und Kosten noch erhöht. Für viele sind die Diäten nur ein Zuschuß zu ihren andern Einnahmen. Das bemerkt man daran, daß ziemlich viel Deputierte nur alle drei oder vier Monate ihre Diäten abheben. Es giebt sogar Millionäre, wie früher der Herzog von D . . . , die nur alle vier Jahre nach Schluß der Legislaturperiode an die Kasse gehen und dann mit einem Male 36 000 Franc erhalten! Sie müssen das Geld dann von der Depositenkasse holen, da die Diäten nur drei Monate im Palais Bourbon aufgehoben werden. Das kommt übrigens sehr selten vor; die meisten Volksvertreter stellen sich pünktlich am Ersten jedes Monats ein. Von elf Uhr an ziehen sie ununterbrochen an dem Schalter des Kassierers vorüber. Die Rechte wie die Linke, die Mehrheit wie die Minderheit legen löblichen Eifer an den Tag, und in noch nicht zwei Tagen haben sich alle eingetragen. —

**ie. Sonderbare Früchte.** Die Früchte mancher Pflanzen bilden höchst merkwürdige Erscheinungen in ihrer äußeren Form, die nicht selten eine große Aehnlichkeit mit Tieren annehmen. Der Grund solcher sonderbaren Bildungen ist oftmals in dem Schutz der Früchte oder in der Begünstigung ihrer Ausbreitung zu suchen. Jeder kennt die mit Fiedern versehenen Samen des Löwenzahns oder die geflügelten Samen der Ulme, aber es giebt in fernen Ländern, namentlich in den Tropen, noch viel erstaunlichere Dinge dieser Art. Da ist z. B. in Südafrika und auf Madagaskar eine Pflanze der Gattung *Sarcopogon*, deren Name bereits darauf hinweist, daß ihre Frucht mit besonderen Haftwerkzeugen versehen ist. Die eigentliche Frucht enthält zahlreiche Samentörner und ist so dicht mit Stacheln und Widerhaken besetzt, daß sie sich fest an die Nase, das Maul oder die Wähne eines schnuppernden Tieres anhängt. Gerath sie dem Tier bei dessen Anstrengungen zu seiner Beseitigung zwischen die Zähne und weiterhin in den Rachen, so verursacht sie zuweilen den Tod. Außerlich gleicht sie am ehesten einem Polypen. Noch wunderbarer nimmt sich die Frucht der Pflanzengattung *Marthnia* aus, die einem Fisch gleicht, der mit Ausnahme des Kopfes ganz mit Stacheln besetzt ist und hinten zwei lange Schwänze trägt. Setzt man sie auf künstliche Beine, so erinnert sie an einen Vogel mit langem zurückgebogenem Schwanz. Von den tierähnlichen Früchten ist ferner die Büffelkopfnuß, eine Verwandte unsrer Wassernuß, aus China hervorzuhelen. Die Aehnlichkeit mit einem Büffelkopf ist geradezu zwingend. Man sieht die Stirn, die Hörner, die Augen, die Nase. Wie unsre Wassernuß lebt auch jene Pflanze im Wasser, und die Früchte haben einen süßen epharen Kern. Eine in Kaschmir vorkommende Art dient sogar als Nahrungsmittel. Vielleicht sind die Hörner dazu bestimmt, das Verschlucken der Frucht durch Tiere zu verhindern. Andre Früchte ähneln verschiedenen Insekten. Die Schote einer Art aus der Pflanzengattung *Vesellura* kann bei oberflächlicher Betrachtung leicht mit einer Raupe oder einem Taufensfüßler verwechselt werden, der Same der Castoröl-Pflanze mit einem Käfer oder einer Schabe; dasselbe gilt für die Frucht der *Zatopfia*, auf der man sogar die Flügeldecken mit verschiedenen Zierlinien, den abgesetzten Kopf usw. eines Käfers zu unterscheiden vermag. Die Samenschote einer Leguminose des Mittelmeergebietes, *Scoparius subrillosa*, gleicht mehr einem Wurm oder einer Schlange als dem

Schwanz eines Skorpions, wie es nach dem Gattungsnamen der Fall sein sollte, während bei einer andren Art der nämlichen Gattung die Aehnlichkeit mit einer Raupe so täuschend ist, daß die Früchte zuweilen aus Scherz auf Salatblätter gelegt werden, um die Nerven von Gästen an der Tafel auf die Probe zu stellen; die letztere Pflanze wird auch geradezu Raupenpflanze genannt. Diese Aehnlichkeit kann insoweit einen Vorteil für die Pflanze haben, indem insektenfressende Vögel sie übersehen. Einige amerikanische Gräser haben außerordentlich stark entwideltes Gefieder auf ihren Samen, wodurch dessen sie auf weite Strecken durch den Wind befördert werden können. Das Stachelschwengras, das in den amerikanischen Prärien häufig vorkommt, besitzt sogar eine Frucht mit einem langen Schwanz von 4—8 Zoll Länge, der sicher sowohl für die Ausbreitung als für die Anheftung der Samen gute Dienste leistet. —

**Technisches.**

— **Neues über das Quarzglas.** Der Quarz schmilzt bei 1700 Grad Celsius und kann daher nur in Gefäßen aus reinem Iridium hergestellt werden. Andererseits darf die Temperatur von 2000 Grad Celsius nicht überschritten werden, da sonst das Iridium schmilzt. Es ist daher notwendig, dieses Temperaturintervall genau zu regulieren, was durch ein Thermoelement von Iridium und einer Legierung von Iridium und Niobidum geschieht. Das Verfahren wurde von W. C. Heraeus in Hanau unter Mittheilung der Firma Siebert & Mühl ausgegearbeitet. Verschiedene Schwierigkeiten mußten erst überwunden werden. So kann man ganze Stücke von Quarz nicht zum Weichwerden erhitzen, da sich der Quarz bei 570 Grad molekular verändert. Erst über 1700 Grad wird der Quarz glasig. Bei dieser Temperatur wird das Quarzglas sehr leicht von Oxiden angegriffen, während es gegen reine Metalle vollkommen widerstandsfähig ist. Man kann zum Beispiel Gold, das bekanntlich stets silberhändig ist, durch fraktionierte Destillation vom Silber trennen, das Silber destilliert zuerst ab. Bei der hohen Temperatur der Herstellung von Gefäßen aus Quarzglas vereinigt sich der Stickstoff mit dem Sauerstoff der Luft zu Stickoxyden, was durch den charakteristischen Geruch konstatiert wurde. Sogar etwas Siliciumoxyd (Kieselerde) verdampft. Der Ausdehnungskoeffizient des Quarzglas ist ein  $\frac{1}{2}$  von jenem des Platins, also praktisch fast Null. Daher ist es vollkommen unempfindlich gegen Temperaturschwankungen. Man kann daher ein hellglühendes Quarzglasgefäß in kaltes Wasser tauchen, ohne das es Schaden leidet. Diese Unempfindlichkeit erlaubt die Verwendung des Quarzglasgefäßes zu Prozessen, die bisher jedes Materials gespottet haben.

„Chem. Zeitschrift.“

**Humoristisches.**

— **Harmlos.** „Das ist doch unerhört, Herr Bürgermeister! Ich hatte mit dem Ochsenwirt eine kleine Differenz — haut er mir da gleich ein Paar runter“ . . .  
 „Ach, das dürfen Sie dem nicht übelnehmen — der denkt sich weiter nichts dabei!“ —  
 — **Berechtigt.** Gast: „Bierzig Pfennig“ kostet die Wurst? Das ist unerschäm!“  
 Wirt: „Na, erlauben Sie 'mal, die ist auch von einem dreifirsten Schwein, das zwanzig Jahre lang die ganze Welt in Bewunderung gesetzt hat!“ —  
 — **Voshast.** Professor (den Freundinnen seiner Frau seine Privatammlung zeigend): . . . Hier meine Damen, sehen Sie die sogenannten Jahresringe. Jedes Jahr setzt der Baum einen neuen Ring an, sodas sich sein Alter genau feststellen läßt!“  
 Frä. Eulalia: „Es ist doch von der Natur wunderbar eingerichtet.“!  
 Professor: „Sie meinen, daß dies glücklicherweise nur bei den Väumen der Fall ist?“ — (Fliegende Blätter.)

**Notizen.**

— Die Kunstausstellung der Berliner Session wird erst am 31. Juli geschlossen. —  
 — Eine neue Darmstädter Ausstellung für Architektur und Innendekoration wird für den Sommer 1904 vorbereitet. Man beabsichtigt, auf der Mathildenhöhe in der Nähe der Künstlerkolonie drei Häuser zu errichten, die in ihrer baulichen Ausführung und inneren Einrichtung Muster moderner Wohnungen für Bürger- und Beamtenfamilien darstellen sollen. Mit der Ausführung des Projektes, dessen Pläne bereits von Professor Olbrich entworfen sind, ist der ständige Ausschuss der Künstlerkolonie betraut. —  
 — Bei der Konkurrenz zum Bau eines großen Centralbahnhofes in Basel ist der in modernen Stil gehaltene Entwurf Professors Olbrich aus Darmstadt mit einem Preise von 3000 Mark ausgezeichnet worden. —  
 — Ein Luchs in den Westtiroler Bergen. Man schreibt der „Neuen Freien Presse“ aus Südtirol: An der Schweizer Grenze, in den Bergen von Rauders, fand man dieser Tage nach und nach 50 Schafe, welche von einem Raubtier getödet worden waren. Anfangs glaubte man, es mit einem Wären zu thun zu haben, allein bald wurde es klar, daß der Räuber nur ein Luchs sein konnte. Alle getödeten Schafe zeigten einen fürchtbaren Biß im Halse und waren vollständig blutleer. Der Luchs kommt in den Graubündener Bergen noch vor und verirrt sich manchmal nach Tirol.